

DIE ZEIT

Schwierige Rechnung

Strom ist keineswegs zu billig: Seit Jahren wird der Saft für Privatleute immer teurer - obgleich sein Preis im Großhandel auch schon mal fällt. Woran das liegt? Ein Erklärungsversuch

Von Alexandra Endres

Ist Strom in Deutschland zu billig? Vor ein paar Tagen wagte E.on-Chef Wulf Bernotat diese Behauptung und musste prompt heftige Kritik einstecken. Bernotat verhöhne die Verbraucher und energieintensiven Unternehmen, schimpfte Hessens Wirtschaftsminister Alois Rhiel. Und Aribert Peters, Vorsitzender des Bundes der Energieverbraucher, wettete über die „Gier der Konzerne“.

Verständlich, denn fast überall in Europa fließt der Saft günstiger aus der Steckdose als bei uns. Nur in Dänemark, Italien und den Niederlanden müssen die Verbraucher noch mehr Geld für Strom berappen. Und Bernotats Wunsch, der Preis der Elektrizität möge in Deutschland noch weiter steigen, erfüllt sich schon seit Jahren immer wieder neu. Zahlenreihen des Statistischen Bundesamts zeigen: Im Juli 2007 lagen die Verbraucherpreise für Strom sieben Prozent höher als im Vorjahr, elf Prozent höher als im Juli 2005 und fast 38 Prozent höher als im Juli 2000.

Komisch nur: Im Großhandel, an der Leipziger Energiebörse, wird der Strom billiger. Vor zwei Jahren, im Sommer 2005, kostete die Megawattstunde dort im kurzfristigen Handel, dem sogenannten Spothandel, etwas mehr als 40 Euro. Heute 30. Wie passt das zusammen?

Die Angelegenheit ist kompliziert, denn es gibt gleich mehrere Erklärungen für die Preisschere. Eine davon lautet: Leider können wir Endverbraucher unseren Strom nicht an der Leipziger Börse kaufen. Der Stromgroßhandel dort ist nämlich deutlich leichter zu durchschauen als der Markt, an dem Privatleute sich mit Strom versorgen müssen.

Zwar versuchen mittlerweile auch hier viele verschiedene Anbieter, ihren Saft unter die Leute zu bringen, doch so richtig funktioniert der Wettbewerb noch nicht. Verbraucher, die sich auf der Suche nach einem günstigeren Versorger mutig ins Gestrüpp aus regionalen und überregionalen Anbietern, Grund- und Arbeitspreisen, Tag- und Nachttarifen, Öko- und konventionellem Strom werfen, werden leicht ausgebremst – und bleiben ihrem alten Versorger trotz bester Wechselabsichten treu. So etwas hält die Preise hoch.

Zumal dem Strommarkt noch weitere Wettbewerbsbremsen eingebaut sind. Ihn dominieren vier große Spieler, E.on, RWE, EnBW und Vattenfall. Sie verfügen über 80 Prozent der Kraftwerkskapazitäten, sie betreiben die überregionalen Netze und kassieren von jedem Konkurrenten, der auf ihre Leitungen angewiesen ist, eine Gebühr für deren Nutzung. Immerhin wird deren Höhe vom Staat gedeckelt. Doch das beeinflusst den Endpreis nur bis zu einem gewissen Grad. Zusätzlich besitzen die vier großen Versorger Anteile der etwa 60 regionalen Verteilerunternehmen, die ebenfalls Strom erzeugen. „Die Versorgungsstruktur in Deutschland ist von einer hohen Konzentration insbesondere auf der Erzeugerstufe bestimmt“, formuliert es das Statistische Bundesamt. Auch das drückt die Preise nicht gerade.

So hat auch der Großhandelspreis, der an der Leipziger Börse entsteht, mit jenem, den die Verbraucher zahlen, nur wenig zu tun. Zumal der Strompreis an sich nur einen Posten unserer Jahresabrechnung ausmacht. Außer der Elektrizität zahlen wir: die Kosten ihres Transports durch das Stromnetz der Großen Vier sowie diverse Steuern und Abgaben, die in Deutschland auf die Elektrizität erhoben werden. Als da wären: die Ökosteuern, die Mehrwertsteuer, die Konzessionsabgabe, Abgaben nach dem Gesetz zur Förderung Erneuerbarer Energien (EEG) und Abgaben zur Förderung der Kraft-Wärme-Kopplung (KWK).

All das steckt im Endpreis von rund 20 Cent, den ein durchschnittlicher Privathaushalt

(Verbrauch: 3500 Kilowattstunden im Jahr) hierzulande je Kilowattstunde bezahlt. Der Bund der Energieverbraucher hat ausgerechnet, dass der Staat den größten Batzen davon kassiert, etwas mehr als 40 Prozent. Dieser Anteil ist seit einigen Jahren stabil. Es verbleiben 12 Cent, von denen etwa die Hälfte auf die Netzgebühren entfällt, ebenso viel auf den Strom an sich.

Sechs Cent je Kilowattstunde – das ist immer noch das Doppelte des Preises, der am Leipziger Spotmarkt gezahlt wird. Knöpfen die Stromversorger uns so viel mehr ab, als sie selbst im Großhandel zahlen?

Ganz so schlimm ist es zum Glück nicht. Denn was am Spotmarkt passiert, bedeutet für die Kalkulation der Stromversorger so gut wie nichts. „Er dient den Unternehmen, die in Leipzig handeln, nur zur Optimierung ihres kurzfristigen Bedarfs“, erklärt Jan Jacobsgaard, ein Analyst, der beim Berliner Beratungsunternehmen Energy Brainpool Strompreisprognosen erstellt. Sprich: Um schnell Löcher zu stopfen oder überschüssigen Saft loszuwerden, ist der Spotmarkt nützlich. Fürs langfristige Basisgeschäft taugt er nicht.

Denn am Spotmarkt wird Strom heute verkauft und morgen schon geliefert. Weil es kaum möglich ist, Strom zu speichern, kann das Angebot hier stark variieren, und mit ihm der Preis. Bei starker Hitze wie im Sommer 2006, als die warmen Flüsse die Kraftwerke nicht mehr kühlten und die Meiler abgeschaltet wurden, schießt die Marke für eine Megawattstunde schon mal auf mehrere hundert Euro. Bei stürmischem Wetter, das Windenergie im Überfluss bringt, fällt er hingegen sogar auf null – so geschehen im vergangenen Winter.

Solch spektakuläre Sprünge sorgen in der Öffentlichkeit für Furore, doch auf der Stromrechnung der privaten Haushalte schlagen sie sich kaum nieder. Um die langfristigen Verbrauchertarife zu kalkulieren, nutzen die Versorger – ob Stadtwerke oder große Energiekonzerne – lieber auf lange Sicht fixierte Preise. Diese entstehen im Energie-Großhandel mit Termingeschäften unterschiedlicher Dauer, über die in Deutschland weit mehr Strom gehandelt wird als am Spotmarkt. Derzeit notieren Terminkontrakte in Leipzig, die im kommenden Jahr auslaufen, bei rund 54 Euro je Megawattstunde.

Das kommt dem Preis, den der Endverbraucher zahlt, schon sehr viel näher. Bleibt die Frage: Was bestimmt den Terminpreis? Die Antwort aus Leipzig lautet kurz und spröde: Angebot und Nachfrage. Je knapper der Strom, desto höher der Preis. Ist der Saft sehr rar, steigt der Preis an der Börse so lange, bis es sich für die Versorger lohnt, auch einen ansonsten unrentablen Reaktor wieder anzuschalten. „Ein Kraftwerk geht selbstverständlich erst dann ans Netz, wenn der aktuelle Preis mindestens die Produktionskosten deckt“, erklärt Stephan Illerhaus, Analyst und Händler beim Düsseldorfer Finanz- und Stromdienstleister Statkraft Markets. „Weil der Preis aber dann für alle gleich ist, erwirtschaften die Kraftwerke, die günstiger produzieren können, einen Gewinn.“ Mit unzulässiger Marktmacht habe das wenig zu tun, erklärte der Kölner Ökonom Axel Ockenfels jüngst in einem Gutachten (hier die [.pdf-Version](#)).

Grundsätzlich gilt also: Strom kostet im Großhandel so viel, wie seine Erzeugung im teuersten Kraftwerk, das gerade noch ans Netz geht. Die Produktionskosten wiederum hängen davon ab, aus welchen Rohstoffen die Kraftwerke ihre Elektrizität erzeugen und wie effizient die Meiler arbeiten, welche Kohle, Gas, Uran oder erneuerbaren Stoffen Energie abpressen. Hier kommen auch die Emissionsrechte ins Spiel, deren Wert die Stromerzeuger seit einigen Jahren in ihre Kalkulation mit einbeziehen müssen – obgleich sie die Zertifikate geschenkt bekamen. Sie machen den Terminmarkt für Strom erst so richtig spannend. „Kein anderer Preis schwankte im vergangenen Jahr so stark wie ihre Notierung“, erinnert sich Stromanalyst Jacobsgaard. Zum Beispiel im April 2006: Damals sickerte durch, es gebe bis zum Jahresende mehr Zertifikate, als gebraucht würden. Der Preis der Papiere fiel praktisch auf null. Im Gefolge brach auch der Strompreis in Leipzig ein.

Leider nicht der auf der Rechnung der Verbraucher. Eine offizielle Begründung dafür: Der Preis, den die Endkunden zahlten, hänge vor allem von Strom-Termingeschäften ab, die bis ins Jahr 2008 reichten. Die wiederum würden von den Zertifikaten für die zweite Periode des Emissionshandels beeinflusst, die am 1. Januar 2008 beginnt. Diese Zertifikate sind derzeit ganz und gar nicht kostenlos zu haben, sondern nur gegen einen Preis von rund 20 Euro.

Was wohl passiert, wenn auch diese Papiere wieder billiger werden? Die Vermutung sei erlaubt: Angesichts der hohen Konzentration am Strommarkt und des unübersichtlichen Wusts an Tarifen sind die Chancen, dass die Verbraucher dann profitieren, ebenfalls gering.

ZEIT online

38/2007